

Jürgen Budde

Von lauten und von leisen Jungen.

Eine Analyse aus der Perspektive der
kritischen Männlichkeitsforschung

Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung

Hrsg. von: Doris Janshen

7. Jg. 2007, Heft I, Digitale Publikation

(Druckausgabe: ISSN 1617-0571)

Die Schriftenreihe und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind Urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte bleiben vorbehalten. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

Einleitung

Jungenarbeit ist keine ganz neue Entwicklung auf dem Markt der pädagogischen Konzepte mehr. Beinahe 20 Jahre reichen die ersten Konzeptionen inzwischen zurück. Historisch steht die Entwicklung im Zusammenhang mit der parteilichen Mädchenarbeit, die sich bereits seit den 1970ern herausbildete. Mädchen wurden als Leidtragende eines pädagogischen Systems gesehen, da sie von Jungen eingeschränkt würden, sie in der Schule diskret für Ruhe, Disziplin und angenehme Lernatmosphäre sorgen sollen, in der außerschulischen Arbeit zahlenmäßig unterrepräsentiert sind und Jungen gleichzeitig mehr Aufmerksamkeit von Lehrkräften oder SozialpädagogInnen erhielten. Mädchenarbeit stützt sich schwerpunktmäßig auf die Säulen Parteilichkeit, geschlechtshomogenes Setting und die Notwendigkeit weiblicher Mädchenarbeiterinnen.

Schon früh wurde auch auf die Notwendigkeit verwiesen, dass sich parallel zur parteilichen Mädchenarbeit Männer mit Jungen beschäftigen sollten. Zum einen lag schlicht die Frage im Raum, wer mit den Jungen zu welchen Themen arbeiten sollte, wenn die Mädchen in geschlechtshomogenen Gruppen zusammen sind. Zum anderen erkannten einige Frauen und Männer ebenfalls, dass individuell Jungen durchaus pädagogischer Begleitung bedürfen und dass Geschlechterverhältnisse sich auch dadurch ändern, dass die tradierten Bilder von Männlichkeit reflektiert und thematisiert werden. Seit Mitte der 1980er Jahre (vgl. Heimvolkshochschule Frille 1988) haben eine ganze Reihe von Praxisansätzen und Theoriediskussionen zu der allmählichen Etablierung eines eigenen pädagogischen Feldes Jungenarbeit geführt. Da das Thema Männlichkeit in der Jungenarbeit von zentraler Bedeutung ist, soll im Folgenden zuerst eine theoretische Einordnung vorgenommen werden. Anschließend werden Grundzüge der männlichen Sozialisation dargestellt und im letzten Teil Entwicklungslinien und Inhalte von Jungenarbeit aufgearbeitet.

Theoretische Rahmung – kritische Männlichkeitsforschung¹

Seit den 1990ern nimmt die Auseinandersetzung mit den zahlreichen Facetten der Herstellungsprozesse von Männlichkeit zu, die sich theoretisch, aber auch methodisch häufig auf die Frauen- und Geschlechterforschung bezieht (vgl. Connell 1999; Breines/Connell/Eide 2000; Barrett/Whitehead 2001). Diese Entwicklung begann im englischsprachigen Raum, inzwischen gelten aber auch in Deutschland einige theoretische Eckpunkte innerhalb der kritischen Männlichkeitsforschung² als gesichert (vgl. Hirschauer 1994; Meuser 1998, 2002; Brandes 2002). Dieser geht es weniger um die Beschreibung individueller männlicher Identitäten, als vielmehr um die Analyse einer sozial hergestellten, hierarchisch angeordneten und dichotomen, d.h. in als gegensätzlich angenommenen Sphären geteilte Gesellschaftsstruktur (vgl. Bourdieu 2005).

Kritische Männlichkeitsforschung lässt sich als geschlechtskritische Perspektive in der Erforschung von Männern und Männlichkeiten beschreiben. Die kritische Haltung bezieht sich dabei sowohl auf die Betrachtung von Geschlecht als Herrschaftsstruktur, inklusive dem Anspruch der Veränderung, als auch auf Selbstreflexivität der theoretischen und methodischen Herangehensweise (vgl. Höyng/Jungnitz 2000). Die Institutionalisierung von Männlichkeitsforschung ist im außeruniversitären Bereich (bspw. bei der Heinrich-Böll-Stiftung oder der evangelischen Kirche) weiter fortgeschritten als im Hochschulsektor.

¹ Dieses Kapitel wurde teilweise veröffentlicht in: Budde, Jürgen (2005): Hegemonie und Transformation - Theoretische Einsichten und methodische Fragen kritischer Männlichkeitsforschung, in: Harders, Cilja/Kahlert, Heike/Schindler, Delia (Hg.): Forschungsfeld Politik, Opladen, S. 67-84

² Ich verwende den Begriff kritische Männlichkeitsforschung im Gegensatz zum populärerem Ausdruck „kritische Männerforschung“ (BauSteineMänner 1996), da ersterer die strukturellen Aspekte des Geschlechterverhältnisses stärker betont.

Männlichkeit ist kein singuläres Phänomen, sondern nur ein „Aspekt *innerhalb* eines Systems von Geschlechterverhältnissen“ (Connell 1999, S. 105, Hervorhebung im Original) und erhält ihren symbolischen Bedeutungsgehalt immer unter Bezug auf Weiblichkeit. „Männlichkeit und Weiblichkeit sind in sich relationale Konzepte“ (Connell 1999, S. 63) und stehen in einem hierarchischen Verhältnis zueinander (vgl. Meuser 1998). Dies bezieht sich sowohl auf die individuelle Dominanz einzelner Männer gegenüber Frauen, als auch auf die institutionell abgesicherte männliche Suprematie, wie beispielsweise die gegenderte Verteilung von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit. Doch die ‚Verpflichtung zur Dominanz‘ ist auch für Männer nicht risikolos. So haben Jungen geringere Schulerfolge, richten sich zwei Drittel der Gewalthandlungen von Männern gegen andere Männer, ist die Lebenserwartung niedriger, das Unfall- und Verletzungsrisiko jedoch höher (vgl. Döge 2000). Deswegen ist auch die Zuschreibung von Männern als Täter ebenso verkürzt wie die Gegenunterstellung, dass Jungen und Männer die eigentlichen Opfer sind. Männer agieren - ebenso wie Frauen - innerhalb eines Geschlechterarrangements, welches nach wie vor Männlichkeit überordnet.

Für die Analyse von Männlichkeit existieren unterschiedliche theoretische Konzepte. Zum einen finden sich Ansätze, die sich durch eine unkritische und statische Annahme der Geschlechterverhältnisse auszeichnen. Diese Ansätze konzipieren Männlichkeit entweder als biologisch naturgegebene Konstante. Hormone, Gene oder Körperbau weisen in dieser Sichtweise jedem Mann seinen unveränderlichen Platz zu. Hier finden sich insbesondere biologische Forschungen wie beispielsweise die Suche nach dem Gen für Aggressivität oder Homosexualität. Oder aber Männlichkeit wird als ‚urhöhlenaltes‘ Wesensmerkmal betrachtet. Die Trennung in den männlichen Jäger und die weibliche Haushüterin habe sich tief in das kollektive Bewusstsein eingepägt (vgl. bspw. Pease/Pease 2000). Daneben existiert in Anlehnung an

Männerpolitik ein großer Markt für ‚Männerverständigungsliteratur‘, die populärwissenschaftlich mit unterschiedlichen Annahmen arbeitet und häufig die vermeintliche Benachteiligung von Vätern oder Jungen thematisiert (vgl. bspw. Schnack/Neutzling 1991; Beuster 2006).

Zum anderen legte Raewyn (Robert) Connell Mitte der 1990er mit dem Konzept des „Systems hegemonialer Männlichkeit“ erstmalig einen konsistenten Erklärungsansatz für Männlichkeiten vor, der Macht und soziale Konstruktion miteinander verbindet. Connell gebraucht den Begriff der Hegemonie in Anlehnung an Antonio Gramsci. Dessen Hauptthese ist, dass zur Aufrechterhaltung von Herrschaft Hegemonie als ein gemeinsames, gesellschaftlich akzeptiertes Arrangement zunehmend entscheidender wird, welches nicht statisch ist, sondern ständig neu ausgehandelt wird. „Die Aushandlung von Hegemonie ist keine Frage der Aushandlung zwischen bereits festgelegten Gruppierungen, sondern zum Teil eine Frage der *Bildung* dieser Gruppierungen“ (Carrigan/Connell/Lee 1996, S. 64, Herv. i. O.). Die geschlechtliche Herrschaft findet - und hier liegt das Hauptmoment der Hegemonie - unter Zustimmung und Mitarbeit derjenigen statt, die beherrscht werden. Die ‚doppelte Herrschaft‘ bezieht sich sowohl auf das hierarchische Verhältnis zu Weiblichkeit, als auch auf Dominanzen zwischen unterschiedlichen Männlichkeiten und beruht somit weniger auf direkter Unterdrückung - auch wenn diese häufig genug vorkommt - als auf einer weitgehend geteilten Zustimmung von Frauen und untergeordneten Männern³.

Bei Männlichkeit handelt es sich nicht in erster Linie um die individuelle Geschlechtszugehörigkeit einzelner Männer, sondern um „Handlungsmuster“ (Connell 1999, S. 105), die Männer im Geschlechterverhältnis positionieren und die

³ In der feministisch orientierten Frauen- und Geschlechterforschung wird dies seit längerem diskutiert (vgl. Engler 2005).

weiterreichende Effekte (auf Körper, Persönlichkeit, Kultur, etc.) haben. Das System hegemonialer Männlichkeit umfasst nach Connell vier verschiedene Formen: hegemoniale, komplizenhafte, untergeordnete und marginalisierte Männlichkeit.

Hegemoniale Männlichkeit stützt sich normativ auf Heterosexualität, auf die Möglichkeit, Gewalt einzusetzen und den Besitz an Produktionsmitteln. Sie agiert mittels eines privilegierten Zugangs zu vielen Bereichen gesellschaftlicher Macht. Peter Döge definiert als Kriterium hegemonialer Männlichkeit die Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft, körperliche Uneingeschränktheit und Orientierung auf ökonomischen Erfolg (vgl. Döge 2003). Nach Michael Meuser (1998) lassen sich Heterosexualität (Dichotome Bezogenheit auf Frauen), Homophobie (Abwehr alles Nicht-männlichen zur Identitätssicherung, Nicht-nicht-Mann) sowie Fraternität (Männerbünde) als Merkmale hegemonialer Männlichkeit beschreiben. Komplizenhafte Männlichkeit umfasst all jene Männer, die zwar von der Geschlechterordnung profitieren, aber nicht mit den gesamten Risiken und Auseinandersetzungen konfrontiert sind. Im alltäglichen Spannungsfeld agieren diese zwischen der Rolle als Familienernährer und der Übernahme von Reproduktionsarbeiten, zwischen Kompromissbildung mit Frauen und Antifeminismus und vereinen dabei widersprüchliche Elemente. Auch hier findet sich eine starke Orientierung auf Erwerbsarbeit als wesentliches Merkmal von Männlichkeit (vgl. Zulehner/Volz 1999; Brandes 2002; Döge 2003).

Als auffälligste untergeordnete Form gilt schwule Männlichkeit. Dabei geht es nicht nur um die (gewaltförmige) Unterdrückung konkreter Homosexualität, sondern um die Ausgrenzung aus dem System hegemonialer Männlichkeiten durch symbolische Verweiblichung. Als schwul etikettiert wird alles, was die patriarchale Ideologie ausschließt. Dies reicht von körperlichen Merkmalen wie zu heller Stimme über ‚Schwäche zeigen‘ bis zur Codierung unmännlicher Kleidung. Wie schmal der Grat ist,

zeigt sich beispielsweise anhand der Frage, auf welcher Seite Jungen Ohringe tragen dürfen. Noch immer lautet die Formel: ‚Links ist cool, rechts ist schwul‘. Dem Homosexualitätstabu kommt deswegen ein besonderer Stellenwert zu, da Männlichkeit innerhalb der so genannten ‚heterosexuellen Matrix‘ erst durch Homosexualität abgesichert wird. Homosexualität markiert demnach eine Grenze zwischen als legitim und illegitim geltenden Formen von Männlichkeit (vgl. Connell 1999; Brandes 2002)⁴. Auch nicht homosexuelle Jungen und Männer können dementsprechend von Unterordnung betroffen sein, wenn sie nicht der hegemonialen Männlichkeit nacheifern.

Der Begriff der marginalisierten Männlichkeit nimmt Bezug auf weitere Kategorien sozialer Ungleichheit. Connell führt beispielhaft ‚schwarze‘ Männlichkeit an, die in Teilbereichen wie Kultur oder Sport durchaus dominierend sein kann, aber gleichzeitig in der erlebten ethnischen Marginalisierung eigenständige Formen von Männlichkeit ausbildet. Für Deutschland kann dies mit der Konstruktion des ‚türkischen Mannes‘ durch die Dominanzkultur verglichen werden (vgl. Bohnsack 2001), dem als eine moderne Variante des rassistischen Bildes vom ‚Edlen Wilden‘ Maskulinität und Ursprünglichkeit zugleich zugeschrieben wird. Des Weiteren gilt die Zugehörigkeit zu unterprivilegierten Milieus oder zur Gruppe der Arbeitslosen als weitere Faktoren, die zur Entstehung marginalisierter Männlichkeiten führen können (vgl. Connell 1999). Ein wesentliches Kennzeichen des Systems hegemonialer Männlichkeit ist, dass gerade nicht alle Männer dem hegemonialen Ideal entsprechen können oder wollen. Angesichts der Komplexität der Geschlechterverhältnisse gibt es keine einheitliche Strategie zur Herstellung von Hegemonie, sondern Kombinationen verschiedener, auch widersprüchlicher Strategien.

Das Zusammenspiel von Inklusion und Exklusion ist ein wesentlicher Mechanismus der Abgrenzung von komplizen-

⁴ Auch für die Herstellung von Weiblichkeit ist Homosexualität bedeutsam, allerdings können die existierenden Unterschiede hier nicht weiter vertieft werden (vgl. dazu Rauw 2001).

hafter bzw. hegemonialer Männlichkeit gegenüber untergeordneter bzw. marginalisierter Männlichkeit. Auf der einen Seite ist gerade der kollektive Männerbund der exklusive Ort der Inklusion und Solidarität legitimer Männlichkeiten, welcher der wechselseitigen Vergewisserung der eigenen Normalität und der Aufrechterhaltung eigener Privilegien dient (vgl. Budde 2006a). Die homosoziale Gemeinschaft zeichnet sich durch Frauenexklusivität, Aggressivität sowie der Erhaltung und Verteidigung männlicher Machtpositionen aus. Männerbünde sind zumeist nicht nur Zusammenschlüsse von einzelnen Männern, sondern ebenso institutionalisierte Struktur, wie beispielsweise im Managementbereich oder in der Politik (vgl. Döge 2000; Blazek 1999). Auf der anderen Seite werden untergeordnete und marginalisierte Männlichkeiten ebenso ausgegrenzt und entwertet wie Frauen bzw. Weiblichkeit. Das Ausschließen ist konstitutiv für die Bildung von Gruppen komplizierter und hegemonialer Männlichkeiten (vgl. Meuser 2002). Dadurch wird die Mehrheit der Männer ‚auf Linie‘ gebracht und am normativen Modell ausgerichtet.

Zur Präzisierung der sozialen Positionierung arbeitet die soziologische Männerforschung mit dem Habitus-Konzept von Bourdieu, welches erklärt, wie situationsangemessenes Verhalten möglich ist, ohne dass dieses permanent bewusst ist. Der Habitus ist eine Vermittlungsinstanz zwischen gesellschaftlichen Strukturen und subjektiven Inszenierungen; Habitusformen wirken als „strukturierte und strukturierende Strukturen“ (Bourdieu 1976, S. 165). Insbesondere im Zusammenspiel von Konkurrenz und Männersolidarität der hegemonialen und komplizierten Männlichkeit findet sich eine mächtige Bastion des männlichen Habitus.

Dem Körper kommt eine zentrale Stellung bei der Herstellung, Aufrechterhaltung und Repräsentation des männlichen Habitus zu, insbesondere weil sich die Legitimation von Männlichkeit auf körperliche Merkmale stützt (vgl. Brandes 2002). Dabei „behandelt die soziale Welt den Körper wie eine Gedächtnis-

stütze" (Bourdieu 1997, S. 166), denn durch eine permanente Bildungsarbeit wird der Körper nicht als neutral, sondern als Speicher beispielsweise gegenderter Interpretationsmuster und als Stütze des männlichen Habitus konstruiert. Da der Habitus nicht in erster Linie im Bewusstsein angesiedelt ist, erfolgt der Rückgriff spontan und auf der körperlichen Ebene. Der Habitus kann somit als eine tief eingeschriebene Haltung - durchaus auch körperlich gemeint - verstanden werden. Die symbolische Ebene ist, nach Bourdieu, für die Ordnung der Geschlechter von zentraler Bedeutung. Mittlerweile findet das Habitus-Konzept auch in der deutschsprachigen Debatte zunehmend Verbreitung, indem der männliche Habitus als inkorporiertes Resultat der geschlechtsspezifischen Jungensozialisation verstanden wird (vgl. Meuser 1998; Brandes 2002).

Tatsächlich ist Männlichkeit nicht statisch, sondern variiert kontextbezogen: Bankangestellte, Flüchtlinge, Teilzeitväter usw. befinden sich zwar an unterschiedlichen Positionen der Geschlechterordnung, alle können jedoch Männlichkeit zur Herstellung geschlechtlicher Dominanz einsetzen. Aktuell unterliegt diese Geschlechterordnung auch auf männlicher Seite unterschiedlichen Wandlungstendenzen. Die globalen Umwälzungen auf dem Arbeitsmarkt setzen drei entgegengesetzte Strategien frei. Zum einen agiert hegemoniale Männlichkeit immer unabhängiger in den globalen Märkten und ist an immer weniger soziale Konventionen gebunden. Die Freiheit des bürgerlichen Individuums, die seit jeher zuerst die Freiheit des männlichen Individuums meint, findet ihre Radikalisierung in der Figur des Managers als „Just-in-time-Männlichkeit“ (Budde/Schulz 2004). Auf der anderen Seite nimmt in Deutschland marginalisierte Männlichkeit zu. Da sich der traditionelle männliche Arbeiterhabitus als gesellschaftlich zunehmend überflüssig und dysfunktional erweist, findet hier eine Entwertung traditioneller Männlichkeit statt. Paradoxerweise stehen deklassierten Männern aber wenig andere Identifizierungskategorien in gleichem Maße ‚natürlicherweise‘

zu, so dass eine starre Ausstaffierung von Männlichkeit individuell an Bedeutung gewinnen kann. Diese „protestierende Männlichkeit“ (Connell 1999, S. 117ff., auch Willis 1978) hofft auf einen maskulinistischen Distinktionsgewinn aus ihren Remaskulinisierungen.

Gleichfalls lassen sich aber auch Tendenzen im Sinne einer Enthierarchisierung des Geschlechterverhältnisses von Männern registrieren. So stellen Paul Zulehner und Rainer Volz 1997 fest, dass bereits ca. 20% der Männer ‚alternative Männer‘ sind. Ihre Daten basieren auf einer Einstellungsbefragung, so dass sich konstatieren lässt, dass Selbst- und Fremdwahrnehmung, sowie Gerechtigkeitsrhetorik und Handeln auseinanderklaffen. Ähnlich lässt sich das Missverhältnis erklären, dass zwar ein immer größer werdender Teil von Vätern theoretisch gerne Elternzeit nehmen möchte, die reale Zahl allerdings um die Fünf-Prozent Marke dümpelt (vgl. Gender Datenreport 2005). In diesem Zusammenhang wird auch darauf hingewiesen, dass sich zunehmend eine Verunsicherung breitmacht, was Männlichkeit ausmacht, die auf der individuellen Ebene für Männer ebenso problematische wie freisetzende Aspekte beinhaltet.

Männliche Sozialisation

Dieses theoretische Modell stellt aktuell den Rahmen der Geschlechterordnung bereit, in den Jungen hineinsozialisiert werden und den sie sich selber aktiv aneignen. Dabei können Jungen nicht einseitig als ‚Profiteure im Geschlechterverhältnis‘ angesehen werden. Ihr geschlechtlicher Identifizierungsprozess oszilliert zwischen den Polen ‚Probleme machen‘ und ‚Probleme haben‘. Die männliche Sozialisation beinhaltet eine ganze Reihe von Anforderungen und Erwartungen, die sich für Jungen als problematisch und profitabel zugleich erweisen. Die Probleme hängen zumeist damit zusammen, dass für Jungen nach wie vor ein tradiertes Stereotyp von Männlichkeit gilt, welches darauf abzielt, durch Ausgrenzung von allem, was als

unmännlich identifiziert wird, die eigene Männlichkeit unter Beweis zu stellen. Profitabel ist männliche Sozialisation insofern, als dass Jungen sich eine legitime Zugehörigkeit aneignen, die ihnen Handlungssouveränität und Orientierung anbietet. Damit der männliche Identifizierungsprozess gelingen kann, bedarf es der Aneignung männlicher Ausdrucksformen und Symboliken. Im Laufe der männlichen Sozialisation wird geregelt, welche symbolischen Codes legitim und welche illegitim sind. Es existiert kein einheitlicher Forschungsstand dazu, welche Bestandteile zum Prozess männlicher Sozialisation grundlegend dazugehören. Helga Bilden problematisiert 1998 die Frage, inwieweit nicht durch die Annahme einer geschlechtsspezifischen Sozialisation auch unzulässige Homogenisierungen vorgenommen werden (vgl. Bilden 1998). Denn viele ‚typische Jungeneigenschaften‘ lassen sich ebenso bei Mädchen finden, wie sie gleichzeitig nie von allen Jungen gleichermaßen akzeptiert sind. Darüber hinaus muss mitbedacht werden, dass die Sozialisationsbedingungen nicht in gleicher Weise gelten, sondern je nach Milieu, Alter usw. erheblich differenzieren. Weiter einschränkend muss eingewandt werden, dass es eine ganze Reihe von Sozialisationserwartungen gibt, die für Mädchen wie Jungen gleichermaßen gelten. Bei aller Unterschiedlichkeit lassen sich jedoch einige wesentliche Prinzipien festhalten, in denen sich die Erfahrungen vieler Jungen ähneln. Dabei geht es nicht um personale Merkmale oder jungentypische Eigenschaften, sondern um einen Erwartungshorizont innerhalb der „heterosexuellen Matrix“ (Butler 1991, S. 67).

- Bloß nicht drüber reden. Die Externalisierung von Gefühlen (vgl. Winter/Willems 1991; Glücks/Ottmeier-Glücks 1994, S. 87f.) beinhaltet, dass es Männern tendenziell weniger entspricht, Emotionen wahrzunehmen und auszudrücken. Schwieriges und Unangenehmes wird eher wegrationalisiert, bagatellisiert oder kompensiert. Aber auch positive Gefühle

werden häufig verdrängt. Dieses führt zu Außenorientierung, permanenter (Selbst-) Kontrolle und starker Rationalität. Auch die Begeisterung für technische Aspekte (vgl. Bilden 1998, S. 285f.) und die erhöhte Mediennutzung einiger Jungen kann in diesem Zusammenhang gesehen werden. Lothar Böhnisch und Reinhard Winter bezeichnen dieses Sozialisationsprinzip als „Zwang zur Abstraktion“ (Böhnisch/Winter 1994, S. 29), und meinen damit, dass die Legitimation zum Handeln in Abstraktionen gefunden wird. Auch die für Jungen wichtige Coolness ist mit dieser Anforderung verwoben.

- Die Drohung, ‚nicht-männlich‘ zu sein, ist allgegenwärtig. Männliche Identität stützt sich oft auf Abgrenzung von allem Weiblichen, so dass alles als männlich gilt, was ‚nicht-weiblich‘ ist. Was dabei jeweils alles als unmännlich gilt, kann erheblich variieren und wechselt je nach Konjunktur und Mode, zumeist geht es um Frauen, Kinder oder untergeordnete Männlichkeiten, aber auch der eigene Opferstatus gehören in diesen Bereich. Deswegen muss Männlichkeit - quasi als Beweis - in sich ständig wiederholenden Riten, Proben und Auseinandersetzungen erworben und gleichzeitig dargestellt werden.
- Das Tabu der Homosexualität wirkt als ein wesentliches Prinzip männlicher Normierung. Jede Abweichung von der männlichen und damit heterosexuellen Ordnung wird marginalisiert und verdrängt. Der Verdacht, schwul zu sein, schwul auszusehen, sich schwul zu verhalten usw. ist *die* zentrale Drohung, mit der weniger homosexuelle Handlungen diskreditiert werden, als vielmehr die Legitimation von Männlichkeit entzogen wird (vgl. Budde 2005).
- Das Prinzip der Gewalt ist nach wie vor ein wichtiges Merkmal männlicher Sozialisation (vgl. Willems/Winter 1991; Budde 2006b). Ein funktionales Körperverhältnis und die Unterordnung vermeintlich Schwächerer bedingen immer noch eine starke Verknüpfung von Gewalt und Männlichkeit. Auch wenn mittlerweile festgestellt wurde, dass Mädchen ebenfalls körperliche Gewalt einsetzen (können) (vgl. Popp 2003) und

längst nicht alle Jungen in Gewalthandlungen involviert sind, so gilt die Option, Männlichkeit durch den Einsatz körperlicher Gewalt herzustellen, immer noch weitestgehend als legitim. Dabei ist der Anteil von Jungen sowohl als Täter wie als Opfer größer als von Mädchen (vgl. Puchert/Jungnitz 2005).

- Bistlang gilt es für Jungen eher als legitim, Probleme zu machen als welche zu haben. In einem Interview aus einem Forschungsprojekt beschreibt ein Beratungslehrer für Jungen, wie diese Figur funktioniert. „Aber so kommen Jungen nicht und sagen: ‚also ich hab jetzt ein Problem‘, weil das läuft ja bei Jungen bekanntlich nicht so, das wär' dann Mädchenverhalten. [...] das hat irgendwie mehr, mehr Stellenwert, ja. Und weil, zum Beratungslehrer für Jungen, da geht man, weil man selber als Einzelner ein Problem hat, ja. Das zwei streiten, ist wahrscheinlich, wird von den Jungen mehr akzeptiert, als wenn man als Sensibelchen, sag ich jetzt einmal vielleicht, da zum Bubenbeauftragten geht und dort sein Problem loswird, ja. Des is' irgendwie nicht jungengemäß, des is' irgendwie... Da geht man dann eher zu zweit zum Streithelfer, das is' allgemeiner akzeptiert, als wenn man sich öffnen muss, weil man ein Problem hat. So ist das. Ja, weil man ja ähm, das Streiten wird eher akzeptiert, gemeinsam, nä, als wenn man sagen muss: ‚ich komm nicht zurecht, ich hab als Junge ein Problem‘.“ Dieser Beratungslehrer beschreibt als Schwierigkeit für seine spezielle Jungenberatungstätigkeit, dass es für Jungen eher akzeptiert ist, sich bei Konflikten an einen Streithelfer zu wenden, als mit dem Eingeständnis von Problemen an einen Beratungslehrer.

- Keiner weiß genau, wie Männlichkeit erworben wird, aber fast alle Jungen tun so, als ob sie es wüssten, so kann ein weiteres Prinzip beschrieben werden. Gerade durch die Auflösung traditioneller Lebenszusammenhänge verlieren reale Identifikationsfiguren an Stellenwert. Durch die Unterrepräsentanz von Männern im Sozialisationsprozess, aber auch der Abwesenheit von Vätern im Alltag fehlen Jungen reale Vorbilder (vgl.

Glücks/Ottemeier-Glücks 1994, S. 80f.) Dabei geht es nicht nur um ‚gute Vorbilder‘, sondern um das Fehlen unterschiedlicher Männlichkeitsvariationen. Hier wird ein Grund gesehen, warum Jungen zu übersteigerten Identifikationsfiguren neigen. Anstatt sich mit konkreten Männlichkeiten identifizieren zu können, ist der Alltag vieler Jungen geprägt von dem Kontakt mit Frauen einerseits (Zuhause, Kindergarten, Schule) und übersteigerten Männlichkeitsidealen andererseits. Dabei ist die Abwesenheit von Vätern im Erziehungsprozess nicht etwa neu, neu ist lediglich die wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser Tatsache. Bei der Frage, welche Rolle konkrete Vorbilder für Jungen spielen, besteht jedoch noch ein Forschungsdesiderat.

Die aus diesen Prinzipien resultierenden Botschaften, die im Sozialisationsprozess transportiert werden, sind: Anspruch auf Überlegenheit, nicht nur in körperlichen Belangen; keine Probleme haben; Konkurrenz; Externalisierung und Abwehr; Schwäche lieber nicht zeigen oder haben; cool bleiben.

Die Differenz zwischen rigiden Männlichkeitskonzeptionen und Verunsicherungen (s.o.) führt aktuell zu einer Delegitimation und Veränderung von Männlichkeit. Denn zum einen wird ein erweiterter Raum für Variationsmöglichkeiten offeriert, da tradierte Zuschreibungen wegfallen. Ehemals ‚typisch weibliche‘ Eigenschaften gelten zunehmend auch für Jungen als legitim. Andererseits führt die Delegitimation aber auch zu Remaskulinisierungen und der (Wieder-)Errichtung starrer Geschlechtervorstellungen unter Aktualisierung des Spannungsfeldes zwischen Konkurrenz und Kumpanei. Denn noch immer funktioniert die Rückbesinnung auf herkömmliche Symboliken und Ausdrucksformen wie Hierarchisierung oder risikoreicher Lebensführung. Dieses Ideal ist für Jungen durchaus gültig, nicht zuletzt aus Alternativlosigkeit. Während die Veränderungen der Vorstellungen über Geschlecht auf Frauenseite zu einer erheblichen Auffächerung der Lebens-

entwürfe geführt hat, herrscht auf Seiten der Jungen, ihrer Väter, ihrer Pädagogen, Lehrer etc. sowie der gesellschaftlichen Bilder von Männlichkeit bislang wenig Bewegung. Dabei betrifft die zunehmende Hinterfragung dieser Botschaften tradierter Männlichkeit selbstverständlich auch diejenigen, die sich in unterschiedlichen pädagogischen Praxisfeldern bewegen (sowohl Klienten, als auch Pädagogen). In der Jugendhilfe beispielsweise trifft man häufig auf Jungen, denen außer ihrer Männlichkeit wenig geblieben ist.

Dementsprechend sind auch nicht fehlende Männlichkeitsvorstellungen das Problem, denn viele Jungen haben – teilweise erschreckend klare und rigide – Vorstellungen von Männlichkeit. Was früher die „He-Man Figur“ war, das ist heute „Yu-Gi-Oh“, nämlich ein häufiges und gerne angenommenes Identifikationsangebot. Auch können viele Jungen auf die Frage, was einen richtigen Mann ausmache, mit zum Teil erschreckender Klarheit antworten: ein großes Haus, ein Auto, eine sexy aussehende Frau, viele Muskeln usw. Das Problem für Jungen ist meines Erachtens nicht, dass sie in einer Krise sind, weil sie nicht mehr wissen, was Männlichkeit ist, sondern eher, dass die meisten an dieser Form von Männlichkeit scheitern, weil sie unerreichbar und in schulischen und beruflichen Kontexten zunehmend dysfunktional ist. Auch im sozialen Kontext sind diese Formen von Männlichkeit nicht unbedingt erfolgreich, wie Oystein Holter mit dem Begriff des „double loser“ skizziert (zit. nach Gesterkamp 2005). Dieser Begriff verweist auf den Zusammenhang von beruflichem Misserfolg und Problemen bei der Suche von LebenspartnerInnen. Nicht die Verunsicherung von Jungen ist also das Problem, sondern die Diskrepanz aus überzogenen Vorstellungen und einer anders erlebten eigenen Realität. Aber auch die Pädagogen und Pädagoginnen haben ihren eigenen Anteil an der Reproduktion tradierter Männlichkeiten, sei es durch Erwartungszuschreibungen oder die eigene geschlechtliche Inszenierung (Budde/Faulstich-Wieland 2004).

Auch im Bereich der Schule lässt sich eine zunehmende Irritation seitens der Schüler feststellen. Einigen Jungen ermöglicht dieses Spannungsfeld Raum für die Erprobung alternativer Männlichkeitsentwürfe. In aktuellen Studien wird diese Gruppe allerdings als eher klein eingeschätzt (vgl. Budde 2005).

Historische Entwicklung von Jungenarbeit

Jungenarbeit wurzelt in der Erkenntnis, dass es sinnvoll ist, wenn Jungen Veränderungen in ihren Männlichkeitsvorstellungen ermöglicht werden (vgl. Rendtorff/Moser 1999). In den 1990ern stand die Debatte um das Label, die jeweilige Bezeichnung der unterschiedlichen Ansätze im Vordergrund. Zwischen Anti-sexistischer, emanzipatorischer, identitätsorientierter, pro-maskulinistischer usw. Jungenarbeit wurden Auseinandersetzungen um die konzeptionelle Ausrichtung geführt (vgl. Tiemann 1999; Sturzenhecker 2002).

Eine wichtige Prämisse antisexistischer Jungenarbeit lautet: ‚So antisexistisch wie nötig, so parteilich wie möglich‘. Dieser Ansatz betont, dass „Jungenarbeit mehr als Jungengruppenarbeit [ist]. Es ist eine neue Sicht auf Jungen“ (Heimvolkshochschule Frille 1988). Dementsprechend wurden nicht nur die Probleme in den Blick genommen, die Jungen machen, sondern auch jene, die sie haben. Dazu wurden Männerherrschaft, Konkurrenz, Beziehungslosigkeit, mechanische Naturverständnis sowie ein übersteigter Leistungsbegriff gezählt. Der Sexismus der Jungen soll kognitiv und sprachlich ebenso thematisiert werden, wie spezifische Sozialisationsprobleme parteilich für die Jungen gelöst werden sollen. Olaf Jantz (2003) nennt mit Transparenz, Solidarität mit Frauen, Supervision und aktive Teilnahme in einer politischen Männergruppe weitere Kriterien für antisexistische Jungenarbeiter. Heutzutage wird darüber diskutiert, inwieweit sich das

gesellschaftliche Phänomen Männlichkeit von dem individuellen Mann-Sein bzw. Junge-Sein abkoppeln lässt.

In der emanzipatorischen Jungenarbeit, die hauptsächlich von Michael Schenk konzipiert wurde, geht es um die ‚Befreiung des Mannes‘ von kapitalistischen und patriarchalen Verhältnissen, welche wie ein „vorgefertigtes Korsett, in dem es sich kaum schnaufen lässt“ (Schenk 1993) wirken. So wird betont, dass Jungen und Männer mit rigiden Rollenerwartungen konfrontiert seien, so dass sie unter ihren Rollen ebenso stark zu leiden haben wie Mädchen. Männliche Verhaltensweisen werden „nicht [als] Privileg, sondern [als] gesellschaftlicher Auftrag an die Jungen“ (ders.) verstanden, Männer gelten somit als Herrscher wider Willen. Verletzende und sexistische Sprüche der Jungen werden als Ich-Botschaften gedeutet. Ein bedeutsames Instrument stellt hierbei die Körperarbeit dar. Der Ansatz zielt auf eine Veränderung und Erweiterung männlicher Identitäten.

Der identitätsorientierte Ansatz nach Reinhard Winter setzt an den Schwierigkeiten an, eine positive, alternative Männlichkeit aufzubauen. Die Identitätsbildung bei Jungen funktioniere über Abgrenzung von allem Weiblichen. Winter betont, dass die Überpräsenz der Mutter in den ersten Lebensjahren und die Abwesenheit des Vaters zu Komplikationen im Identifizierungsprozess führen. Abgrenzung im ‚Nicht- Nicht- Mann‘ Konzept soll durch eigenständige Positionen ersetzt werden. Die theoretische Analyse folgt der Individualisierungsthese, nach der die zunehmende Individualisierung zu einer gesteigerten Verunsicherung von Jungen im Bezug auf Männlichkeit führt. Dementsprechend soll Jungenarbeit den Jungen bei der Ausbildung einer positiven Identität behilflich sein. Ansatzpunkte dafür sind frühe Kindheit und Pubertät, die Böhnisch und Winter als erste und zweite Phase der Orientierung

bezeichnen (vgl. Böhnisch/Winter 1994). Identitätsorientierte Jungenarbeit differenziert zwischen Jungen als Täter und Jungen als Opfer. Eine wichtige Arbeitsweise ist der biographische Zugang.

Die reflektierte Jungenarbeit nach Uwe Sielert (1993) lehnt sich eng an die Archetypenlehre von C.G. Jung an, nach der es bestimmte Archetypen von Männlichkeit gibt, die als Orientierungsfolie dienen. Dazu gehört der Krieger, der Schamane u.ä. Walter Hollenstein (1992) merkt an, dass es um die Verbindung von Weiblichkeit und Männlichkeit in einer Person gehe. Diese Theorie weist eine inhaltliche Nähe zu maskulinistischen Ansätzen auf, ist aber mittlerweile revidiert. Der Begriff ‚reflektiert‘ bezieht sich zum einen auf die selbst-reflexive Haltung des Jungenarbeiters, zum anderen aber auch auf die Jungen. Ihnen soll „einsichtig gemacht werden, warum es sich lohnt, Männlichkeit anders zu begreifen“ (Sielert 1993). Damit geht eine nicht-defizitorientierte Sichtweise einher, welche die Schwächen der Jungen als Stärken deutet, um ihr Selbstwertgefühl zu stärken.

Neben den Differenzen in der Konzeptionierung lassen sich ebenfalls eine Reihe wichtiger Gemeinsamkeiten herausarbeiten:

- Die Bedeutung des Vaters für die Herausbildung männlicher Identität.
- Jungenarbeit soll parteilich mit den Jungen sein.
- Jungen werden sowohl als Opfer als auch als Täter gesehen. Sie befinden sich in einem Spannungsfeld zwischen Probleme machen und Probleme haben.
- Neben Geschlecht ist es wichtig, andere gesellschaftliche Zuweisungskategorien wie Milieu, Ethnie etc. mitzureflektieren.

- Wesentliches Ziel ist die Erweiterung von Sozialkompetenz und Verhaltensoptionen.

Den unterschiedlichen Ansätzen liegen auch unterschiedliche Analysen des Geschlechterverhältnisses zugrunde, wobei jeweils die Positionierung zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen zentral ist. Dem antisexistischen Ansatz, der sich stark an den soziologischen Arbeiten von Connell orientiert, wurde und wird häufig Jungenfeindlichkeit vorgeworfen. Sowohl bei Sielert, als auch bei Winter findet sich ein starker Bezug auf die in den frühen 1990ern noch aktuelle Rollentheorie (vgl. Erikson 1971). Während Schenk gerade die Bedeutung gesellschaftlicher Strukturen betont, hebt Winter im Gegenteil genau die Handlungsspielräume der individuellen Jungen hervor.

Aber auch auf der theoretischen Ebene lassen sich Gemeinsamkeiten formulieren:

- Die Zweigeschlechtlichkeit gilt nicht (bzw. bei Sielert nicht ausschließlich) als naturgegeben.
- Jungen sind an der Herstellung von Dominanz aktiv beteiligt.
- Soziale Praxisformen sind veränderbar, allerdings nicht beliebig.
- Die geschlechtliche Arbeitsteilung bildet eine starke Stütze für tradierte Geschlechterarrangements.

Eine Abgrenzung läuft gegenüber männerrechts- und mythopoetisch orientierten Ansätzen – wenn auch nicht immer ganz trennscharf. Diese sehen – grob vereinfacht – Jungen aktuell als benachteiligt an, die ‚ihre eigene Männlichkeit‘ wiederentdecken müssen. Der pro-maskulinistische Ansatz bezieht sich deutlich auf positiv konnotierte Männlichkeit. Hier wird davon ausgegangen, dass die Geschlechterdifferenz biologisch begründet sei. Männer und Frauen werden bestimmte differente Eigenschaften als natürlich angeboren

und als erstrebenswert betrachtet. Männer gelten als durchsetzungsfähig, stark, sowie als Familienbeschützer. Das „genetische Programm (erscheint) für die weibliche Spezies... als das mütterlich- Ernährende, für die männliche Spezies als Jäger/Krieger/Beschützer“ (Campell 1995, S. 13; vgl. auch Haindorff 1997). Diese Vorstellung geht einher mit einer kulturpessimistischen Sichtweise und findet im ‚Wilden Mann‘ ihren ideologischen Ausdruck. Zentrale Bedeutung für die Jungenarbeit hat die Rückbesinnung auf scheinbar traditionelle Formen von Männlichkeit durch Initiationsriten und die Förderung von Aggressivität. Durch mythopoetische Versatzstücke wird verklärt, dass Männlichkeit und männliche Dominanz nicht nur akzeptiert, sondern massiv gefördert werden soll.

Im Gegensatz zu den konzeptionellen und theoretischen Differenzen ähnelten und ähneln sich bis heute die eingesetzten Methoden: Selbsterfahrung, kognitive Elemente, Kooperationsübungen, Erlebnispädagogik, Körperarbeit, selbst-reflexive Elemente oder theaterpädagogische Aspekte finden Eingang in das Methodenrepertoire der Jungenarbeit. Wichtig ist – wie Holger Karl 1994 formuliert – die Frage der Haltung: „Jungenarbeit ist keine Methode, sondern eine Sichtweise“ (Karl 1994, S. 214). Er betont, dass nicht die Methode im Vordergrund des pädagogischen Handelns steht, sondern die Beziehung. Zusätzlich verweist er darauf, dass Methoden nicht aufwendig sein müssen. Es bieten sich Methoden an, bei denen wenig geredet und noch weniger geschrieben werden muss, die flexibel handhabbar sind und die Beziehungsebene stärken.

Mittlerweile hat Jungenarbeit ihren Platz in der pädagogischen Praxis, ob in Beratungsstellen, der Kinder- und Jugendhilfe, der offenen Arbeit, der politischen Jugendbildung und auch an

Schulen eingenommen. Daneben ist ein loses Netz von Jungenprojekten entstanden, wie z.B. „Dissens“ in Berlin, das „Bremer Jungenarbeitsbüro“, die „Dokumentationsstelle Jungenarbeit“ in Hamburg oder das Bundesprojekt „Neue-Wege-für-Jungs“,⁵ die sich explizit mit der Frage nach den Jungen beschäftigen. Wenn auch noch lang nicht flächendeckend, so ist doch mittlerweile breit akzeptiert, dass die pädagogische Arbeit mit Jungen sinnvoll ist – oder zumindest sein kann. Der Fokus ist dabei stark auf die Praxis ausgerichtet.

In den letzten Jahren sind eine ganze Reihe fachlich anspruchsvoller Publikationen erschienen, die unterschiedliche Aspekte von Jungenarbeit thematisieren.

Was ist Jungenarbeit?

Auch die Frage, was als Jungenarbeit gilt, wird diskutiert. Nach Frank Lohscheller (2001) lassen sich drei Prinzipien der Jungenarbeit festhalten, nämlich das Prinzip der Freiwilligkeit (niemand muss mitmachen), das Prinzip der Transparenz (es wird deutlich gemacht, warum etwas gemacht wird) und das Prinzip der Parteilichkeit (Jungen werden unterstützt).

Benedikt Sturzenhecker (o. J.) listet ebenfalls drei Punkte auf, die sich stärker an thematischen Fragen orientieren. Jungenarbeit zeichnet sich dadurch aus, dass sie den Prämissen: „über uns, unter uns und für uns“ folgt. Mit „über uns“ ist gemeint, dass es bei Jungenarbeit thematisch um die konkreten Interessen der Jungen gehen soll. „Unter uns“ benennt die Vertraulichkeit als eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass Jungen sich emotional engagieren. „Für uns“ bezieht sich darauf, dass Jungenarbeit einen positiven Nutzen für Jungen haben soll, der ihnen auch deutlich wird.

Kurt Möller (1997) benennt vier verbindende Kennzeichen von Jungenarbeit. Zum ersten muss Jungenarbeit ihr Klientel

⁵ vgl. www.dissens.de; www.bremer-jungenbuero.de; www.dokumentationsstelle.info; www.neue-wege-fuer-jungs.de.

überhaupt als Geschlechtswesen wahrnehmen. Zum zweiten sollten die Probleme von Jungen im Spannungsfeld zwischen Opfer-/Leidende-Sein und Täter-/Handelnde-Sein betrachtet werden. Zum dritten sollen die Probleme der Jungen geschlechtsbezogen betrachten werden. Als Letztes fordert er die Einbeziehung des Geschlechterverhältnisses und Kritik männlicher Vorherrschaft.

Das Bremer Jungenarbeitsbüro betont darüber hinaus, dass Jungenarbeit Unterstützung bei der Wahrnehmung eigener und fremder Grenzen bietet und Jungen zu einem liebevolleren Umgang mit sich selbst und anderen motiviert.

Als wichtige Voraussetzung für gelingende Jungenarbeit wird emotionale Anteilnahme sowie eine kritische (Selbst-) Reflexion eigener Genderinszenierungen und -vorstellungen betrachtet. Diese kann Abwehr auf Seiten der potentiellen Jungenarbeiter hervorrufen. Damit verbunden ist die Angst, durch das Einlassen auf emotionale Belange selber männliche Glaubwürdigkeit zu verlieren. Weiteres Hemmnis ist die Sorge vor dem Verdacht, sexuelle Übergriffe gegen Jungen begehen zu wollen. Viele Männer, die in sozialen und helfenden Berufen arbeiten, berichten von der Sorge, aufgrund der Nähe zu den Jungen, als sexueller Gewalttäter verdächtigt zu werden – mit zum Teil erheblichen negativen Folgen für die Handlungssouveränität (vgl. Brandes 2005). Gleichzeitig existiert aber auch eine große Erwartungshaltung gegenüber den Männern, die sich für Jungen engagieren, gerade von Seiten der Kolleginnen. In einem Interview benannte ein Lehrer die Erwartungshaltung mit „Feuerwehr-Pädagogik“. So werden jungenengagierte Lehrkräfte vor allem dann hinzugezogen, wenn es Probleme zu bearbeiten gilt – damit findet einerseits auch die Gleichsetzung von Jungen und Problemen eine Weiterführung. Andererseits agieren die jungenengagierten Männer in dieser Konstellation innerhalb der tradierten Geschlechterbilder als ‚Fachmänner für Disziplinierungen‘ und

können so schwerlich einen Erfahrungsraum für alternative Männlichkeitsformen anbieten.

Die Zielpalette von Jungenarbeit ist weit gestreut. Viele Ziele stehen im Zusammenhang mit den Problemen, die Jungen machen. Dazu gehört die Ermöglichung von alternativen Handlungsmustern bei gewalttätigen Jungen ebenso wie Aufklärung über die Gefahren einer risikoreichen Lebensführung. Ein anderer Teil der Ziele steht im Zusammenhang mit den Problemen, die Jungen haben. Hier geht es darum, Jungen im komplizierten Prozess männlicher Sozialisation zu begleiten und ihnen bei Schwierigkeiten zur Seite zu stehen. Generell will Jungenarbeit das Handlungsrepertoire von Jungen erweitern. Dazu sollen stereotype Männlichkeitsentwürfe kritisch hinterfragt und Alternativen aufgezeigt werden.

Schaut man auf die aktuellen (medialen) Debatten über Jungen, dann fällt auf, dass häufig tradierte und stereotype Bilder verwendet werden. Tauchen Jungen aktuell auf, dann meist im Zusammenhang mit Problemen. Auch die pädagogische Arbeit mit Jungen gilt aus unterschiedlichen Gründen als problematisch. Jungen gelten als Störenfriede, sind unruhiger, passen weniger auf usw. Sicherlich sind diese Feststellungen nicht grundsätzlich falsch, aber es besteht die Gefahr der Homogenisierung. Schnell wird unterschlagen, dass nicht alle Jungen laut, störend oder unruhig sind, sondern meist nur Einige. Und auch diese zeigen in den seltensten Fällen permanent unliebsames Verhalten. Trotzdem dominieren Defizitzuschreibungen: Bewegungsfreude wird zu Unruhe, Selbstbehauptung zu Stören usw. Dabei orientiert sich der Diskurs einerseits an Extrembeispielen, wie beispielsweise die Debatte um die Berliner Rütli-Schule im Frühjahr 2006 (vgl. Budde/ Heitmann 2006), oder es werden übersteigerte Klischeebilder zugrunde gelegt. Dabei gerät aus dem Blick, dass nicht alle Jungen wie Rambo sind, sondern sogar einige

auch gar nicht so sein wollen, obwohl die oben skizzierte männliche Sozialisation durchaus Raum für Ambivalenzen bietet. Die Orientierung an Stereotypen verhindert Differenzierungen und ist mitverantwortlich für die Weiter- und Festschreibung tradierter Bilder. Da Jungen sehr wohl registrieren, dass sie als das problematische Geschlecht gelten, versuchen einige, dieser Erwartungshaltung zu entsprechen. Dies gilt nicht nur für sozial randständige und auffällige Jungen, sondern auch für ‚die ganz normalen Jungen‘. Auch diese verstehen die Botschaft, dass unangepasstes und problematisches Verhalten typisch männlich ist – und orientieren sich daran. Gunther Neubauer und Reinhard Winter weisen zwar im Zusammenhang mit Sexualität darauf hin, dass Jungen sehr gut zwischen gesellschaftlichen Klischees und individueller Männlichkeit unterscheiden können (vgl. Neubauer/Winter 1998), für den Bereich der Schule finden sich aber Hinweise, dass Jungen das Klischeebild, nach denen Jungen problematisch sind, durchaus reproduzieren (Budde 2006c). Im Gespräch ist aktuell die Frage, inwieweit Jungenarbeit in anderen pädagogischen Settings (wie bspw. in der Einzelfallarbeit) zum Tragen kommen kann (vgl. Möller 2005). Diskutiert wird ebenfalls, inwieweit auch Frauen Jungenarbeit machen können, bzw. welches ihr Beitrag zur Erziehung von Jungen sein kann.

Verfestigung von Stereotypen durch Jungenarbeit?

Ein weiterer Strang, inspiriert von neueren dekonstruktivistischen Ansätzen, fragt mittlerweile danach, ob nicht die Einteilung in Mädchen und Jungen mit je spezifischen Interessen eine Geschlechterdichotomie weiter festschreibt. Dazu ein Beispiel aus einer aktuellen Forschung. In einem Interview antwortet Herr Klose, der in einer 5. Klasse an einem Gymnasium das Fach Werken unterrichtet, auf die Frage, ob es sinnvoll sei, den Werkunterricht getrennt zu unterrichten.

Herr Klose: „Ja, wenn's die Möglichkeit gibt, is es natürlich... wir denken uns, es is ja durchaus mal a' Möglichkeit, sich wieder a' bisschen zurückzuziehen, Jungen unter sich oder Mädchen unter sich, äh, weil, der Rest des Unterrichts wird ja doch immer gemeinsam unterrichtet.'

Interviewerin: ‚Was würden sie als Grund, äh, sehen? Dass man das so einteilt?‘

Herr Klose: (in die Frage): ‚Dass, wenn individuelle Wünsche oder Präferenzen da sind, von Seiten der Schüler, Schülerinnen, dass man das auch stärker berücksichtigen kann.

Interviewerin: ‚Durch die Aufteilung nach Geschlechtern?‘

Herr Klose: ‚Ja.... man dann draufkommt, äh, die einen wollen das eine überhaupt net, äh, ha'm andere Interessen, dass man's jetzt net irgendwie hineinzuhämmern, sondern dass man halt versucht, da einen Weg zu finden, den Interessen entgegenzukommen.‘“

Im getrennten Unterricht bietet sich die Möglichkeit, so Herr Klose, dass „individuelle Wünsche und Präferenzen“ sowie Interessen stärker berücksichtigt werden können. Er meint damit in der Praxis jedoch geschlechtsbezogene Interessen. Gleichzeitig betont er, dass es eine den Schülerinnen und Schülern zugewandte Methode sei, da ihnen nicht etwas eingehämmert werden muss. Es fließt aber ebenfalls die Unterstellung mit ein, dass ‚die‘ Jungen (und auch ‚die‘ Mädchen) eine homogene Gruppe mit kollektiven Interessen darstellen. Jungen, die sich nicht unter dem gemeinsamen ‚Wir‘ aller Jungen subsumieren lassen wollen, können notwendigerweise keine Berücksichtigung finden (Struve/Krabbel 2000). Die Gefahr der Einteilung in genau zwei Geschlechtergruppen bestätigt letztendlich die Differenz und kann so zu einem Fortschreiben von Stereotypen beitragen. Da

Jungenarbeit aber auf einem Abbau von Stereotypen zielt, wird die Selbstverständlichkeit des monoedukativen Rahmens in Zweifel gezogen.

Eine weitere aktuelle Entwicklung ist die stärkere Berücksichtigung der von Connell als untergeordnet bzw. marginalisiert bezeichneten Männlichkeiten. Dies bezieht sich zum einen auf Jungen mit ethnisierten Hintergrund, die es in der Jungenarbeit stärker zu berücksichtigen gelte (Jantz/Peccorino 2005), sei es dadurch, dass gezielt Jungenarbeiter mit interkulturellem Hintergrund angesprochen werden oder dadurch, dass Migrations- und Ausgrenzungserfahrungen einen besonderen Platz erhalten. Dazu gehört ebenfalls, Kritik an der rassistischen Konstruktion des ‚türkischen Macho‘ zu üben, der aktuell als Stereotyp für die Verschränkung von Diskursen um Ethnizität und Gender lanciert wird (vgl. Weber 2006). Dabei werden Jungen mit Migrationshintergrund ethnisiert und pauschal als frauenfeindlich und gewalttätig vereinheitlicht, ohne weitere Differenzierungen vorzunehmen⁶.

Zum anderen wird verstärkt der Blick auf ‚die leisen Jungen‘ gefordert. Was dies bedeutet, lässt sich anhand einer Interviewpassage mit Herrn Schilenski, einem Vertrauenslehrer für Jungen deutlich machen. Er erzählt zuerst, dass seine Frau, die Grundschullehrerin ist, eine Murmelbahn mit in ihre Klasse bringt. In der ersten Pause stürzen sich dann vier bis fünf Jungen auf die Murmelbahn und lassen niemand anders mitspielen. Nun folgt eine typische pädagogische Reaktion:

Meine Frau sieht das, sagt, aha, die Jungen – natürlich wie leider zu erwarten – verdrängen die Mädchen; in der nächsten Pause, oder am nächsten Tag, kommen nur die Mädchen dran. Zunächst guter Plan, kann man sagen, aber, das heißt für die Jungen, die nicht bei den fünf Raufbolden der ersten Stunde

⁶ Allerdings betrifft die ethnisierende ‚Vertürkung‘ nicht alle Jungen mit Migrationshintergrund. Unter diesem Label werden meist Jungen aus dem ehemaligen Süd-Osteuropa, der Türkei, Teilen der ehemaligen Sowjetunion, sowie aus arabischen Ländern zusammengefasst.

waren, gibt's eigentlich dann wieder keine Möglichkeit. Dann heißt's vielleicht wieder, einmal die Jungen, einmal die Mädchen, und die kommen nicht zum Zug.

Da die Jungen sich so verhalten „wie leider zu erwarten war“, wird eine recht übliche Regelung getroffen. Am nächsten Tag sollen die Mädchen mit der Bahn spielen dürfen und danach gilt offensichtlich ein täglicher Wechselmodus – einen Tag die Jungen, am nächsten Tag die Mädchen. Der Lehrer skizziert aber auch die Grenzen dieser Regelung, denn für die Jungen, „die nicht bei den Raufbolden der ersten Stunde waren, gibt's [...] wieder keine Möglichkeit.“ Die Regelung, in zwei homogene Gendergruppen einzuteilen, schafft nicht das, was eigentlich intendiert gewesen ist. Denn an den ‚Jungentagen‘ spielen die Raufbolde und auch an den ‚Mädchentagen‘ kommen scheinbar nicht alle dran, denn zwei Sätze später räumt er ein, dass es „bei stillen Mädchen [...] genau das gleiche Problem“ ist. Herr Schilenski selber bietet dann einen Ausweg aus dem Dilemma an: „Die bessere Trennung wäre, sozusagen zu sagen, diejenigen, die noch nicht mit der Kugelbahn gespielt haben, sind jetzt dran“. Er schlägt somit eine Lösung vor, die nicht Gender in den Vordergrund rückt, sondern an der konkreten Benachteiligungssituation ansetzt und kommt zu dem Schluss, dass die leisen und damit auch tendenziell untypischen Kinder diejenigen sind, die in der Schule nicht genug Beachtung erhalten. Dies hat nun nicht nur etwas mit der Kategorie Gender zu tun – im Gegenteil, eine Überbetonung der Geschlechterdifferenzen Gender verstellt den Blick auf weitere Differenzierungen.

Abschluss

Jungenarbeit kann mittlerweile auf eine kleine Tradition theoretischer wie praktischer Entwicklung verweisen. Als Blockade kann sich dabei die Konzentration auf Probleme erweisen, die Jungen weiterhin in eine Ecke stellt, in der sie sowieso schon häufig stehen und die ihnen Veränderungen tendenziell erschweren. Des Weiteren bietet eine problemorientierte Sichtweise wenig Raum, Ressourcen wahrzunehmen und als Ansatzpunkt von Veränderungen zu sehen. Viele Jungen wachsen gelingend auf und nutzen die frei werdenden gesellschaftlichen Spielräume für enthierarchisiertes Junge-Sein. Eine Möglichkeit für eine veränderte und ressourcenorientierte Sichtweise bietet das balancierte Variablenmodell von Reinhard Winter und Gunther Neubauer (1998).

Balancierte Männlichkeit

(Neubauer/Winter)



Abbildung 1: balanciertes Variablenmodell nach Neubauer und Winter 1998

Dabei legen die Autoren Wert darauf, dass es in der Jungenarbeit nicht darum geht, jeweils einen Pol zu betonen (also bspw. Leistung *oder* Entspannung), sondern dass das Ziel ist, eine Balance zwischen beiden Polen zu erreichen. Beide Seiten lassen sich als positive Ressourcen begreifen, die Frage der Gewichtung steht dann im Vordergrund und nicht der Blick auf die Defizite. Dieses kann als Beitrag zu einer angemessenen Berücksichtigung von Entstereotypisierungen seine Wirkung entfalten.

Die realen Schwierigkeiten heranwachsender Jungen in diesem Identifikationsprozess pädagogisch ernst zunehmen heißt, weder alle Verhaltensweisen zu tolerieren, noch moralisierend zu reglementieren, sondern *verstehend* die Schwierigkeiten, Probleme, Bedürfnisse *und* Fähigkeiten der Jungen zum Ausgangspunkt zu nehmen. Dafür gibt es kein Patentrezept. Ohne theoretisches Vorwissen und zugleich empathischer Hinwendung wird die pädagogische Arbeit, die sowohl zur Erweiterung der Handlungsoptionen, wie zu einer Enthierarchisierung beitragen soll, jedoch sicherlich nicht erfolgreich sein. Dabei ist ein wichtiges Ziel, dem Mechanismus von Exklusion und Inklusion seitens der pädagogisch Handelnden entgegen zu treten.

Literatur

- Barrett, Frank/Whitehead, Stephen (2001): The sociology of Masculinity. In: Barrett, Frank/Whitehead, Stefan (Hg.): The masculinities reader. Cambridge. S. 1-26.
- Beuster, Frank (2006): Die Jungenkatastrophe. Reinbek bei Hamburg.
- Bilden, Helga (1998): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, Klaus/Ulich, Dieter (Hg.): Handbuch der Sozialisationsforschung (5. Aufl.). Weinheim.
- Blazek, Helmut (1999): Männerbünde. Eine Geschichte von Faszination und Macht. Berlin.
- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (1994): Männliche Sozialisation. Weinheim und München.
- Bohnsack, Ralf (2001): Der Habitus der Ehre. Geschlechtsspezifische Erfahrungsräume bei jugendlichen türkischer Herkunft. In: Döge, Peter/Meuser, Michael (Hrsg.): Männlichkeit und soziale Ordnung. Opladen. S. 49-72.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft Frankfurt/Main.
- Brandes, Holger (2002): Der männliche Habitus, Band 2: Männerforschung und Männerpolitik. Opladen.
- Brandes, Holger (2005): Wie viel Männlichkeit braucht und wie viel Männlichkeit verträgt die Soziale Arbeit? Vortrag auf der Fachtagung des Instituts für Geschlechterstudien an der Fachhochschule Köln. Köln, 02.12.2005.
- Breines, Ingeborg, Connell, Robert W./Eide, Ingrid (2002) (Hg.): Male roles, masculinities and violence. A culture of peace perspective. Paris.
- Budde, Jürgen (2005): Männlichkeit im gymnasialen Alltag. Bielefeld.
- Budde, Jürgen (2006a): Doing Gender – Doing Masculinity. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, Jg. 23, H. 4, S. 68-77.

- Budde, Jürgen (2006b): Legitimierungsstrategien männlicher Herrschaft. In: Lemke, Meike/Ruhe, Cornelia/Woelki, Marion/Ziegler, Béatrice (Hg.): Genus Oeconomicum. Ökonomie – Macht – Geschlechterverhältnisse. Konstanz, S. 37-49.
- Budde, Jürgen (2006c): Geschlechtergerechtigkeit für Jungen und Mädchen. Vortrag auf der Tagung „Invest in Future“ in Stuttgart am 17.10.2006.
- Budde, Jürgen/Faulstich-Wieland, Hannelore (2004): Chancen und Probleme bei der Dramatisierung von Geschlecht. In: jugendstile, Heft 4, S. 3-8.
- Budde, Jürgen/Heitmann, Jan (2006): Die Klassenfrage in der Rütli-Schule. In: Analyse und Kritik - zeitung für linke debatte und praxis, 36. Jg. Heft 47, S. 6.
- Budde, Jürgen/Schultz, Berend (2003): Just-in-time. Moderne Produktion von Männlichkeiten. In: Analyse und Kritik - zeitung für linke debatte und praxis, 33. Jg. Heft 478, S. 12.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main.
- Carrigan, Tim/Connell, Robert W./Lee, John (1996): Ansätze zu einer neuen Soziologie der Männlichkeit. In: BauSteineMänner (Hg.): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie, Berlin/Hamburg. S. 38-76.
- Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen.
- Döge, Peter (2000): Geschlechterdemokratie als Männlichkeitskritik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 31/32.
- Döge, Peter (2003): Geschlechterdemokratie als Kritik hegemonialer Männlichkeit. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Geschlechterdemokratie wagen. Königstein/Taunus. S. 90-98.
- Engler, Stefanie (2005): Pierre Bourdieus Beitrag zum Verstehen symbolischer Herrschaft. In: Harders, Cilja/

- Kahlert, Heike/Schindler, Delia (Hg.): Forschungsfeld Politik. Opladen, S. 67-84.
- Erikson, Erik (1971): Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (1995): Geschlecht und Erziehung. Darmstadt.
- Gender-Datenreport (2005): Vereinbarkeit von Beruf und Familie. www.bmfsfj.de/Publikationen/genderreport/root.html.
- Gesterkamp, Thomas (2005): Arm und gleich. In: www.taz.de/pt/2005/01/08/a0156.1/text.
- Glücks, Elisabeth/Ottemeier-Glücks, Franz-Gerd (1994) (Hg.): Geschlechtsbezogene Pädagogik. Münster.
- Haindorff, Götz (1997): Auf der Suche nach dem Feuervogel. Junge Männer zwischen Aggression, Eros und Autorität. In: Möller, Kurt (Hg.): Nur Macher und Macho? Geschlechtsreflektierende Männer- und Jungenarbeit. Weinheim und München.
- Heimvolkshochschule Frille (1988): Parteiliche Mädchenarbeit und antisexistische Jungenarbeit. Abschlußbericht des Modellprojektes „Was Hänschen nicht lernt,..... verändert Clara nimmer mehr!“ Frille.
- Hirschauer, Stefan (1994): Die Soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46. Jg., H. 4, S. 668-692.
- Hollenstein, Walter (1992): Männer - unbelehrbar oder im Aufbruch? Interview mit Wieck, Wilfried. In: Mathias Jung (Hrsg.): Männer lassen Federn. Unbelehrbar oder im Aufbruch? Reinbek bei Hamburg.
- Höyng, Stefan/Jungnitz, Ludger (2000): Mehr als nur ein Blickwinkel. Männerforschung als Teil der Genderforschung. In: Zeitschrift für Erwachsenenbildung, 7. Jg., H. 4, S. 19-21.
- Jantz, Olaf/Grote, Christoph (2003): Mann-Sein ohne Männlichkeit? Die Vielfältigkeit von Lebensentwürfen

- befördern. In: Dies. (Hg.): Perspektiven der Jungenarbeit, Konzepte und Impulse aus der Praxis. Opladen. S. 13-30.
- Jantz, Olaf/Pecorino, Ignazio (2005): Multikulturelle Gruppen - Monokulturelle Jungenarbeit? In: Pech, Detlef/Herschelmann, Michael/Fleißner, Heike (Hg.): Jungenarbeit. S. 39-54.
- Karl, Holger (1994): Tricks und Kniffe sind nicht gefragt - Methoden in der Jungenarbeit. In: Glücks, Elisabeth/Ottemeier-Glücks, Franz-Gerd (Hg.): Geschlechtsbezogene Pädagogik. Münster. S. 214-226.
- Krabel, Jens; Stuve, Olaf (2000): Der Begriff der männlichen Identität in der Männerforschung. Ansätze einer nicht-identitären Jungenarbeit. In: Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Praxis. Heft 22, Okt. 2000 S. 52-68.
- Krappmann, Lothar/Oswald, Hans (1995): Alltag der Schulkinder. Weinheim.
- Lohscheller, Frank (2001): Typisch Junge? Münster.
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt/Main.
- Meuser, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Opladen.
- Meuser, Michael (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit. Vortrag auf der AIM-Tagung.
- Neubauer, Gunther/Winter, Reinhard (1998): Kompetent, authentisch und normal? Herausgegeben von der BzGA. Köln.
- Pease, Allan/Pease, Barbara (2000): Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. Berlin.
- Popp, Ulrike (2003): Das Ignorieren „weiblicher“ Gewalt. In: Lamnek, Siegfried/Boatca, Manuela (Hg.): Geschlecht - Gewalt - Gesellschaft. Opladen, S. 195-211.

- Puchert, Ralf/Jungnitz, Ludger (2005): Gewalt gegen Männer. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, Jg. 23, H. 4, S. 24-40.
- Rauw, Regina (2001): Die Angst der Frauen vor der Autonomie. In: Rauw, Regina u.a. (Hg.): Perspektiven geschlechtsbezogener Pädagogik. Opladen.
- Rendtorff, Barbara/Moser, Vera (1999): Geschlecht als Kategorie. In: Dies. (Hg.): Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Opladen.
- Rohrmann, Tim (1994): Junge, Junge - Mann, o Mann. Die Entwicklung zur Männlichkeit. Reinbek bei Hamburg.
- Schenk, Michael (1992): Warum Jungenarbeit? In: PädExtra, H. 1.
- Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer (1990): Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbek bei Hamburg.
- Sielert, Uwe (1993): Jungenarbeit. Praxishandbuch für die Jungenarbeit, Teil 2. Weinheim und München.
- Sturzenhecker, Benedikt (o. J.): Jungenarbeit - Begründungen und Arbeitsprinzipien. Unter: www.soziale-arbeit-und-gesundheit.fh-kiel.de/.../daten_bsturzenhecker/downloads/jungenarbeit.doc.
- Sturzenhecker, Benedikt (2002): Bildung. Wiederentdeckung einer Grundkategorie der Kinder und Jugendarbeit. In: Rauschenbach, Thomas/Düx, Wiebken/Züchner, Ivo (Hg.): Jugendarbeit im Aufbruch. Selbstvergewisserungen, Impulse, Perspektiven. Münster, S. 19-60.
- Tiemann, Rolf (1999): Konzeptionelle Ansätze der Jungenarbeit auf dem Prüfstand. In: Deutsche Jugend, 47. Jg. H. 2, S. 76-83.
- Weber, Martina (2006): Ethnisierung und Männlichkeitsinszenierungen. In: Geisen, Thomas/Riegel, Christine (Hg.): Jugend und Migration. Opladen.
- Willis, Paul (1979): Profane culture. Rockers, Hippies: Subversive Stile der Jugendkultur. Frankfurt/Main.

Winter, Reinhard/Willems, Horst (1991): Was fehlt, sind Männer! Schwäbisch Gmünd, Tübingen.

Zulehner, Paul/Volz, Rainer (1998): Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht. Ostfildern.